

Ludwig M. Eichinger

## Wie findet man seine Sprache? Neue Mehrsprachigkeit als Option oder als Ergebnis von Selbstorganisation

### 1 Soziolinguistische Bedingungen einer Neuen Mehrsprachigkeit

#### 1.1 Epizentren des Wandels

Eine mögliche „neue Mehrsprachigkeit“ speist sich aus Wandlungen, die erhöhte sprachliche Variation einfordern: diese Forderungen stellen sich an neue gesellschaftliche Gruppen und es geht um eine neue Art von Variabilität. Zwei gesellschaftliche Trends werden dafür verantwortlich gemacht. Zum einen spricht *Globalisierung* als Fahnenwort der neueren politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Diskussion – drohend oder versprechend – von etwas neuem Größeren, auf das wir uns einzustellen hätten. Zum anderen signalisiert uns das Konzept des *Multikulturalismus*, daß traditionelle kulturelle Zuordnungen, ja die Annahme kultureller Einschichtigkeit als des europäischen Normalfalls, ins Wanken geraten seien.

##### 1.1.1 Globalisierung – hin und zurück

*Globalisierung* ist das neuere der beiden Konzepte, und es legt uns einen zentripetalen Blick nahe. Die großräumige, internationale Kommunikation, die bisher weitgehend die Sache von Spezialisten war, tritt nun auch ins Leben der normalen europäischen Bürger. Das mag sich für viele noch in relativ banalen Situationen wie der Konfrontation mit dem englischsprachigen Sport- oder Nachrichtenkanal im Satellitenfernsehen oder in entsprechenden Partien des Internets abspielen, das Leitwort von der Globalisierung verheißt eine Kommunikation, welche die regionalen sprachlichen Bedingungen für zweitrangig erklärt, und uns kommunikative Vielseitigkeit auf der Basis des Englischen als internationalen Idioms verspricht. An seiner Herrschaft in der internationalen funktionalen Kommunikation ist unter den heutigen Umständen kein Zweifel (s. Ammon 1994).<sup>1</sup> Dieser Kommunikationstypus muß zunächst nicht viel am sonstigen Sprachverhalten ändern, da dem einzelnen diese Art von Kommunikation bisher kaum abgefordert wurde, sie ist in gewisser Weise dazugekommen.

Globalisierung hat aber sprachlich auch eine ganz andere Seite: in vielen interkulturellen Kontakten hat man gelernt, daß es nicht ausreicht, sprachlich verstanden zu werden.

---

<sup>1</sup> Es ist eine Fußnote zu diesem Aspekt der Globalisierung, wenn die Süddeutsche Zeitung Ende Juli 1996 berichtet, es werde für deutsche Internet-addicts eine Art Englisch mit deutschen Strukturelementen standardisiert, da man bei dem Bemühen, bisherige Texte in gutes Englisch umzuwandeln, habe bemerken müssen, daß sie von den deutschen Benutzern nicht mehr oder nicht mehr so gut verstanden worden seien.

Da nun Kontakte über große kulturelle Distanz häufiger werden, wird die Erfahrung üblicher, wie wichtig es über die Informationsvermittlung hinaus ist, wie man bei dem jeweiligen Partner ankommt. Das Bemühen um einen solchen Brückenschlag muß nicht von hohen Zielen gegenseitigen Verständnisses getragen sein. Eine möglichst konfliktfreie Interaktion wird aus den verschiedensten Gründen für nützlich erachtet, ebenso eine, die im sprachlichen Austausch die vorhandene Differenz bewußt sehen läßt.<sup>2</sup> Wenn man sich für Zwecke der soziolinguistischen Analyse dabei auf das Zeichensystem Sprache konzentriert, ist Globalisierung auch ein Synonym dafür, sich bei erkennbarem eigenem Profil international verständlich machen zu wollen, auch als global player seine distinkte sprachliche Identität kenntlich zu machen. Man kann nur darüber spekulieren, ob das, wie im Falle des Lateinischen als Sprache universaler Kommunikation, zur Re-Regionalisierung der universalen Sprache führen wird. Die Fußnote zum Englischen der deutschen Internet-User mag eine Arabeske dazu darstellen. Genereller ist zu fragen, wie sich langfristig die Tatsache niederschlagen wird, daß man zwar international kommunizieren aber nicht unbedingt als Amerikaner wahrgenommen werden will. Abgesehen von der Frage nach der weiteren Entwicklung muß man die Wechselbeziehung zwischen Zentralisierung und dem Wunsch nach Distinktheit in Zusammenhang damit bringen, daß auch in globalisierten Gesellschaften nicht alle Interaktionen auf derselben Ebene der Reichweite und Abstraktion stattfinden, und daß daher das Weitreichendste nicht immer das Angemessenste ist.

Man kann das am Deutschen als einer Sprache mit im Kern europäischer Geltung ebenso sehen wie am Französischen, das in der Zeit der Emanzipation der europäischen Nationalsprachen seine Verluste in deren Geltungsgebiet durch außereuropäische Einbindung kompensieren konnte. Es ist in vielerlei Hinsicht ökonomischer, diesen Bindungen ihren kommunikativen Raum zu geben.<sup>3</sup> Das gilt nicht zuletzt für die europäische Geltung dieser Sprachen mittlerer Ebene. Europäisierung ist ja auch eine spezifische Folge von Globalisierung. Auf dieser Ebene ist es vielleicht einfacher, die oben für die universale Ebene des Englischen angedeutete Janusköpfigkeit dieses Prozesses zu sehen. Es ist häufig eine von keinerlei funktionalem Nutzen, vielmehr von psychologischer Anstößigkeit begleitete Wahl, wenn – bei entsprechendem Ausbau und entsprechendem Ansehen der beteiligten Idiome – eine Drittsprache gewählt wird, und sei es die internationale Sprache Englisch. Allenfalls bei Sprachen, die um den gleichen Rang konkurrieren, wird man hier Ausgleichsmodi finden müssen (cf. Schloßmacher 1994). Man kann das bei dem in der EU geführten Amtssprachenstreit zwischen dem Englischen, dem Französischen und dem neue Ansprüche stellenden Deutschen zeigen, wo ganz deutlich wird, daß von den englischsprachigen Partnern Mehrsprachigkeit eindeutig als eine Last betrachtet wird, die von allen anderen zu tragen sei. Diese Interpretation entspricht nicht der Hierarchisierung von Globalisierungseffekten, da hier eine potentiell genauere – weil nähere – gegen

2 Wie schon die Ethnographie lernen mußte, ist going native gar nicht so leicht, und nicht in jedem Falle wünschenswert; leichte Fremdheitssignale können einen vor sozialen Sanktionen schützen, die den Einheimischen treffen.

3 Das auch als Hinweis darauf, daß auch Wirtschaftlichkeit nicht eine einzige Meßlatte kennt, wie es etwa nach der Lektüre von Coulmas (1992) scheinen möchte.

eine ungenauere Kommunikationsform ausgetauscht wird, deren globale Geltung im konkreten Fall keine Vorteile bringt. So gesehen ist das andere Gesicht der Globalisierung eine Art Regionalisierung bzw. Individualisierung der Kommunikationsprofile. Die Tendenz dieses gegenseitigen Abgleichs kann man mit dem Begriff der Subsidiarität andeuten: es wird jeweils die Sprache und Kommunikationsform gewählt, die am genauesten der Partner-Konstellation angepaßt ist, auch die beiderseitigen Images zu schützen erlaubt. Solch eine Interaktion nutzt das wohlausgebaute Netz der – größeren – europäischen Standardsprachen, die funktional wie attitudinal in dieser Hinsicht einen guten Kompromiß darstellen. Sie stellen mit ihrer Identifikationsfunktion dem Durchgreifen auf die oberste Stufe der Allgemeinheit einen erheblichen Widerstand entgegen. Solchen Abwägungen vermag eine nur auf Informationsvermittlung zielende Interpretation nicht Rechnung zu tragen. Vielleicht ist es aber nicht zufällig, daß in letzter Zeit auf europäischer Seite Wilhelm von Humboldt, auf amerikanischer Sapir und Whorf erneut ins Blickfeld geraten sind. Damit geht das Bewußtsein einher, daß eine Sprache mehr ist als ein prinzipiell beliebiges Mittel, um Informationen hin und her zu schicken, sondern daß in ihr kulturelle Erfahrungen festgeworden sind, die man nicht so leicht hin aufgibt. Gerade wenn ein Individuum die Möglichkeit hat, seine eigene Identität durch relativ freie Wahl zu definieren, wird es umso genauer überlegen, was es aufgibt, wenn es etwas verläßt, was es qua Primärsozialisation schon hat. Man sollte den ideologischen Wert solch einer Position nicht überschätzen: schon das einigermaßen perfekte Lernen einer weiteren Sprache macht erhebliche Mühe, mehr noch ein Abgleich dessen, was an „Alltag“ in sie eingegangen ist. So stellt der normale Sprecher relativ bald eine Kosten-Nutzen-Analyse an. Er folgt dabei normalerweise dem, was man in Anlehnung an physikalische Gesetzmäßigkeiten das „sprachliche Trägheitsgesetz“ nennen kann. Seine Folgen sind nicht eindeutig: zum Beispiel ist es für wissenschaftlich arbeitende Personen beliebiger Sprachen auf dieser Welt auch unter Aspekten dieses Trägheitsgesetzes die vernünftigste Wahl, sich eine schriftsprachliche Kompetenz des Englischen anzueignen, während die anderen sprachlichen Fertigkeiten dann je nach Individuum und Startsprache unterschiedlich ausgebaut sein können.

*Globalisierung* kennzeichnet also den Effekt, daß viele Europäer häufiger den kommunikativen Weg von zu Hause weg einschlagen und sich dabei überlegen müssen, wie sie auf die dabei auftretende sprachliche Differenz reagieren. Das führt unter den Bedingungen Europas sowohl zur Vereinheitlichung wie zur Differenzierung des sprachlichen Bildes.

### 1.1.2 Multikulturalismus: der Zwang zur kulturellen Wahl

*Multikulturalismus* sieht wie das Gegenstück zu Globalisierung aus. Diese Gegenüberstellung führt aber in die Irre. Die beiden Wörter stammen aus verschiedenen Diskurswelten, leiten uns in zwei lexikalische Schemata, die wenig Berührungspunkte miteinander haben. Führt uns Globalisierung in die Welt „moderner“ wirtschaftlicher Zusammenhänge und spricht zunächst von der Notwendigkeit der Angleichung, so kommt Multikulturalismus von der Beschäftigung mit gesellschaftlichen und kulturellen Strukturen her und betont die erhöhte Binnen-Differenz. Diese soll nicht durch Adaptation beseitigt, sondern ausgehalten und nutzbar gemacht werden. So stehen bei der Diskussion um die multikulturelle

Gesellschaft auch andere Sprachen und Kulturen im Vordergrund als bei der Globalisierung. Waren es dort das Englische als Sprache der universalen Kommunikation und die europäischen Standardsprachen, welche sich um ihre Ansprüche Sorgen machen, so handelt es sich im Fall des Multikulturalismus um die Auseinandersetzung mit den Geltungsansprüchen von Kulturen verschiedenster Herkunft und verschiedenster Art. Praktisch geht es vorrangig um Fragen, die traditionell als Verhältnisse von Mehrheiten und Minderheiten abgehandelt worden wären. Noch diese Bestimmung ist aber zu allgemein, da im Skopus der Sprachminderheitenforschung die sogenannten autochthonen Minderheiten standen – also Bestandteile des traditionellen kulturellen und sprachlichen Bildes der europäischen Staaten.<sup>4</sup> Im Vergleich dazu stellt das Sprechen von Multikulturalismus auch eine Art von Globalisierung dar. In diesem Fall wird akzentuiert, daß andere Sprachen und Kulturen ihren Weg nach Europa gefunden hätten und nunmehr eine Facette der hiesigen Kultur bildeten. Das stellt eine Fortsetzung der Eurozentrismus-Kritik der späten 70er-Jahre unter dem Eindruck globaler Migrationsbewegungen dar. Der Kontakt mit dem ehemals Fremden wurde für viele Bevölkerungsschichten zur Normalität des Alltags, der man weder mit Assimilations- noch mit Isolierungsbemühungen Herr wurde. Das Leben mit der Differenz wurde zum neuen gesellschaftlichen Ideal. Das hat mit weiteren Rationalisierungsschüben in unserer Gesellschaft ebensoviel zu tun wie mit den veränderten Kontakten. Seit der Zeit, als Multikulturalismus als Leitmotiv gesellschaftlicher Interpretation aufkam, läßt die Integrationskraft inhaltlich geformter großer Theorien der Gesellschaft, die in der einen oder anderen Weise unsere Gesellschaft als eine Arbeitsgesellschaft definierten, nach. Sie wurden abgelöst durch Erklärungen, die für moderne demokratische Gesellschaften keine inhaltlichen Bindungen annehmen, sondern die Gemeinsamkeit auf die demokratischen Prozeduren, auf eine durch die axiomatisch gesetzten Grundrechte hinterfütterte Rechtlichkeit, beschränken. Wenn das so ist, spielen Differenzen von Kulturen, die in einem Gemeinwesen versammelt sind, nicht die Rolle des großen gesellschaftlichen Konflikts, wie sie das in nationalkulturell geprägten Zeiten taten, sondern sind als kontingente Variationen zu verstehen, solange nur der rechtliche Konsens eingehalten wird.

Was heißt das für das Leben des Einzelnen – und für sein sprachliches Verhalten? Sprecher von *lesser used languages* werden es zweifellos begrüßen, wenn ihre Sprachen als gleichwertige Optionen im Sprachenspiel eines Staates angesehen werden. Wenn aber die Gruppen von Sprechern, um deren traditionelle Sprache es sich handelt, aufgrund dessen um die Anerkennung von Gruppenrechten einkommen, kommt es zu einem Interpretationskonflikt. Solche Gruppen werden in den wenigsten Fällen zusammenfinden, weil sie gerne eine bestimmte Sprache sprechen, sondern weil sie die an ihre traditionelle Kultur gebundene Kommunikationsform geschützt haben möchten.<sup>5</sup> Das ist demokratietheoretisch deswegen problematisch, weil der Bezug auf die Rechtlichkeit eigentlich keine Basis dafür bietet, traditionelle Kulturbindung als einen Grund anzusetzen, um das Gleichbehandlungsprinzip zu durchbrechen. Vielmehr haben sprachliche Gemeinschaften

4 Einschließlich traditionell nicht-ortsfester Minderheiten wie der Sinti und Roma.

5 Die 1992 vom Europarat verabschiedete Charta der Regional- oder Minderheitensprachen ist ein guter Beleg dafür; s. Menge 1995.

in unserer nichtkorporativen Gesellschaft theoretisch keinen anderen Status als Interessengruppen mit anderen verbindenden Merkmalen. Praktisch hingegen wird der eigenen und der fremden Sprache doch zumeist ein höherer Bindewert beigemessen als anderen Eigenheiten. Das wirkt nun wieder höchst traditionell europäisch: die Rolle der Sprache für die eigene Identität hat hier eine Bedeutung wie kaum sonstwo. Was ein weiterer Beleg dafür ist, daß eine rein funktionalistische Sicht von Sprachenverhalten und Sprachwahl zu kurz greift.

Was heißt unter solchen Voraussetzungen Multikulturalismus? Es gibt zwei Deutungen, die unproblematische davon ist zumeist nicht gemeint und die zumeist gemeinte nicht unproblematisch. Unproblematisch ist eine wachsende Neigung der Kontakte mit anderen europäischen Kulturen, so daß eine Schicht von Leuten heranwächst, die verschiedene europäische oder sonstige Sprachen großer Schriftkulturen lernen und – partiell – benutzen. Der Unterschied zum früheren polyglotten Bildungsbürgertum liegt zum einen darin, daß die Auswahl der gewählten Kontaktkulturen sich nicht an einem festen Kanon orientiert. Zum anderen hat die Beschäftigung mit der anderen Sprache und Kultur stärker praktische Ziele bzw. befriedigt spezialistischere Interessen. Das steht im Gegensatz zu einer Idee vorbildhafter Bildung, welche hinter dem traditionellen Fremdsprachenlernen steht. Es wird sich zeigen, inwiefern daraus ein gesellschaftliches Muster entsteht, das über eine beschränkte Anzahl von Kontaktpartnern ausgreift: auch hier ist längerfristig auf das sprachliche Trägheitsgesetz zu verweisen. Wie auch immer das sein mag, diese Konstellation ist in modernen westlichen Gesellschaften als ein modernisierter und spezialisierter Bildungs-Typ, der zudem wegen seiner Spezialisierung leichter zugänglich ist, unproblematisch. Ebenso unproblematisch ist eine entsprechende Anpassung an mögliche Sprachkontakte in den offiziell mehrsprachigen Staaten Europas wie Belgiens, Luxemburgs oder der Schweiz. Eigentlich relevant ist aber die Auseinandersetzung mit jenen Sprachen, welche im nationalstaatlich organisierten Westeuropa als die von Minderheitenkulturen aufscheinen. Für ihren Status kann man sich nicht auf die zufällige Wahl aus Interesse oder speziellen Zielen verlassen. Sie scheinen keine traditionellen Bildungswerte von überregionalem Interesse zu transportieren und sind weniger auf die kommunikativen Ansprüche in modernen westlichen Gesellschaften eingerichtet. Für ihre muttersprachlichen Sprecher, die ja heute im Normalfall bilingual sind, folgt daraus, daß sich ihr Idiolekt aus Varietäten zusammensetzt, die genetisch unterschiedlichen Systemen zugehören, die aber für das Individuum ein kommunikatives Kontinuum darstellen. Das beginnt, wenn man so will, bei regionalen Varianten von europäischen Standardsprachen, geht über die klassischen Minderheitenidiome bis etwa zu den Kulturen und Idiomen, die durch Arbeitsmigration und andere Arten der Dislokation von größeren Bevölkerungs- und Sprachgruppen in das zusammenhängende Verbreitungsgebiet des Deutschen gekommen sind. Es gilt als ein Vorzug Europas, „daß es mehr als andere Länder hat lernen können und hat lernen müssen, mit anderen zu leben, auch wenn die anderen anders sind“ (Gadamer 1995: 30). Diese anderen hatten aber jene Tradition von Rationalität und der Freiheit des einzelnen im Gepäck, welche sich die europäischen Gesellschaften seit dem 17. Jahrhundert unter nicht unerheblicher Mühe erarbeitet hatten. Bei Gruppen von jenseits dieser Traditionslinie ist es schwieriger, auf die Differenz angemessen zu reagieren und zu sagen, was hier Toleranz heißt: „Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, Toleranz

für eine Tugend zu halten, die darauf verzichtet, auf dem Eigenen zu bestehen, und die gleiche Geltung des anderen vertritt“ (ebd.: 59). Ob man das so sehen will oder nicht, man kann bei der Sprachenwahl bemerken, daß ein Unterschied gemacht wird zwischen der Betonung kultureller Spezifik oder einer mehr oder minder eklektischen Aufnahme von Kulturen entfernter und marginaler Kulturen und der symbolisch wie praktisch schwerwiegenden Wahl einer Sprache als eines Teils des eigenen kommunikativen Profils. Was dabei regionale und minoritäre Sprachformen angeht, so wird trotz der starken Individualisierung der Sozialsymbolik in unseren Gesellschaften eine Häufung von Merkmalen, die in Richtung Ländlichkeit, höheres Alter, geringere Bildung, Gruppenkonformität gehen, eher negativ sanktioniert. Das betrifft praktisch alle nicht auf der Ebene von aufgeklärt-europäischer Standardsprachlichkeit ausgebauten Idiome. Aus diesem Grund haben die eher als „östlich“ angesehenen Sprachen Image-Probleme (s. Taylor 1995: 209) – ebenso wie die Minderheitensprachen und die Dialekte. Dabei hat sich nun allerdings geändert, daß die Beherrschung solcher Idiome als eine zusätzliche Option in bestimmten Konstellationen nützlich sein kann und als solche durchaus akzeptabel wirkt.

Das Bild für den Weg der vielen Sprachen von außen nach innen, den man mit *Multikulturalismus* andeutet, ist auch nicht sehr viel übersichtlicher als der umgekehrte der Globalisierung. Vor allem die von außen in die Standardsprachlichkeit kommenden Sprecher anderer Idiome kommen in die Zwickmühle zwischen der Notwendigkeit der Anpassung im gruppenübergreifenden Diskurs und dem Wunsch zum Beharren auf der eigenen Sprache in einer Gesellschaft widerstreitender Interessengruppen.

## 1.2 Der Grund der Verwirrung

Der Grund für die Verwirrung, daß man aus den scheinbar entgegengesetzten Polen von Globalisierung und Multikulturalismus, also von Einheitlichkeit und Vielfalt, die unterschiedlichsten Folgerungen ziehen kann, liegt wohl daran, daß diese Fahnenwörter, die ursprünglich unterschiedlichen Denkstilen angehörten, nunmehr in ein und demselben Kontext verwendet werden. Das ist kein Vorwurf, sondern deutet darauf, daß wir uns in einer Phase der Unordnung befinden, wie sie sich einstellt, wenn ein hyperkomplexes System eine Veränderung auf einen neuen Attraktor hin mitmacht (cf. Cramer 1994). Dabei werden gängige Argumente aus verschiedenen Denkstilen in einer mit ihren Ursprüngen nicht verträglichen Weise gemischt, ohne daß das als störend empfunden würde. Das geht so, bis in einem neuen Denkstil wieder eine stabile Lage gefunden ist. Unter den dann leitenden Konzepten treten dann bestimmte der gemeinsam benutzten Argumente in den Hintergrund, während andere konstitutiv für die neue Sehweise werden. Bis dahin muß man sich so durchschlagen.

Dabei ähneln sich zwar die europäischen Verhältnisse, die einzelnen nationalen Gesellschaften sind aber doch zum Teil unterschiedlich zentriert. Für Frankreich ist von Pierre Bourdieu eine Analyse vorgeschlagen worden, welche die gewählte Sozialsymbolik der distinkten gesellschaftlichen Gruppen mit den Kategorien von Besitz, Macht, Tradition, Kultur und Arbeit beschreibt und begründet. In neueren Beschreibungen der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland treten die Faktoren der bürgerlichen Arbeitsgesellschaft – das Max-Weber-hafte – in den Hintergrund. Im Vordergrund der Analysen ste-

hen die – formale – Bildung und das Alter als salienteste Merkmale für unterschiedliche Weltinterpretationen. Entlang dieser Linien gliedert sich unsere Gesellschaft in typische Weisen, die Welt zu erleben, das wiederum führe zu unterschiedlichen Clustern alltagsästhetischer Symbolisierung. So beschreibt Gerhard Schulze die neue „Erlebnisgesellschaft“,<sup>6</sup> wo sich Gruppierungen um eine gemeinsame Art der Welterfahrung versammeln und sich durch verwandte Arten sozialer Symbolisierung erkennen lassen. Diese Untergliederung in Lebenssphären habe weitgehend die älteren Strukturen nach Einkommen und Besitz überlagert, die in unseren Wohlstandsgesellschaften keinen salienten Wert mehr hätten, d. h. nicht auf den ersten Blick erkennbar wären. Zu jenen Elementen sozialer Symbolisierung gehört auch das Sprachverhalten. In diesem Modell ist mit einem komplexeren Bild sprachlicher Variation zu rechnen als die gängigen soziolinguistischen Beschreibungen erkennen lassen, die sich meist auf eine Mischung von Schichten- und Rollen-Modellen soziologischer Beschreibung beziehen. Für die Bundesrepublik lassen sich aus der Bedeutung jener alltagsästhetischen Milieus Ansätze für grundlegend „Neues“ in Handhabung und Bewertung von Mehrsprachigkeit herleiten. Das Niveaumilieu, das Harmoniemilieu und das Integrationsmilieu für die älteren Gruppen, das Selbstverwirklichungs- und das Unterhaltungsmilieu für die Jüngeren (cf. Schulze 1993: 277ff) sind in unterschiedlicher Weise von jenen Prozessen betroffen, die eine neue Mehrsprachigkeit befördern könnten. Jene Personen mit höherer Schulbildung von etwa 40 Jahren aufwärts, die das Niveaumilieu ausmachen, sind in ihrem beruflichen wie privaten Leben in Globalisierungsprozesse eingebunden. Dem entspricht z. B. eine Wendung von bildungsbürgerlicher Anglophilie hin zu einer praxisorientierten Verwendung des Englischen – wenn auch der Bildungsaspekt häufig gewahrt bleibt. Während solche kommunikativen Anforderungen dem Harmoniemilieu der mit ihrem Schicksal im begrenzten Umfeld zufriedenen kleinen Leute gleichen Alters fremd bleiben, findet sich im Integrationsmilieu mittlerer Bildung und mittlerer beruflicher Ansprüche eine gewisse Tendenz zu einer funktionalen Ausbildung von Sprachkenntnissen, die sich auf die berufliche Praxis, aber möglicherweise auch auf Urlaubserfahrungen beziehen. Im Selbstverwirklichungsmilieu der jüngeren Leute mit mehr als Hauptschulbildung ist Globalisierung Teil des Konzepts einer internationalen Jugendkultur, die sich bei aller Disparität in der namengebenden Tendenz zur Selbstverwirklichung wiederfindet. Welche sprachlichen Folgen das hat, ist ohne weitere Untersuchungen schwer abzuschätzen. Man kann z. B. sehen, daß in einer der Kerngruppen dieses Milieus, der Studentenschaft, Ausbildungsgänge an Beliebtheit gewinnen, welche die praktischen Voraussetzungen für internationale Kommunikation schulen. Offenkundig ist auch, daß in den leitenden „Bildungs“-Milieus eine eher antitraditionelle Stimmung vorherrscht, die den Status nicht standardorientierter sprachlicher Varietäten gefährdet. Dem widerspricht nicht, daß auf der Multikulturalismus-Schiene vor allem Sprachen entfernterer und marginaler Kulturen ein gewisses Interesse

<sup>6</sup> Von Schulze (1993) werden Inventar und empirische Basis solch einer Analyse ausführlich diskutiert; daß wir uns hier in Bereichen schneller Bewegung befinden, zeigt sich daran, daß manche der alltagsästhetischen Symbolisierungen, die Schulze gegen Ende der 80er Jahre erhoben hat, bereits Patina angesetzt haben. So mag auch die Differenz zu Bourdieu neben einem Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland auch in der Zwischenzeit abgelaufene Veränderungen spiegeln.

finden. Generellere Aussagen sind insofern schwierig, da vor allem die medial überproportional repräsentierten Bevölkerungsgruppen, die hier als Selbstverwirklichungsmilieu zusammengefaßt werden, in sich eine deutliche Subgruppenbildung erkennen lassen. Das kann vom einzelnen aus im Extrem auch als die völlig individuelle Wahl eines Lebensstils angesehen werden (cf. Beck 1986) – was, wenn es stimmt, die Intellegibilität und Verstehbarkeit der sozialen Symbolik nicht erleichtert. In all diesen neueren Konzepten steht die Freiheit des Individuums als negative Freiheit im Zentrum: als könne man die eigenen Lebensstile einfach rational in einem idealen Diskurs abwägen und entscheiden. Das scheint den Bedingungen der Praxis, wenn man mit Gadamer darunter die Umgebungsbedingungen für unser Befinden versteht, kaum zu entsprechen. Dabei ist die Frage, ob die Geschichte der eigenen Kultur im Entscheidungsfall für den einzelnen völlig analytisch zu hintergehen ist, für die Erklärung des alltagspraktischen lebensweltlichen Handelns nicht besonders wichtig. Die short-cuts, die eine geteilte Geschichte bei der Entscheidungsfindung erlaubt, sind zumindest praktisch von Nutzen. Unter den Bedingungen heutiger Kommunikation hat ja die Wahl nicht-globaler Optionen auch immer den Charakter solch einer Selbstversicherung. Es ist theoretisch umstritten, welchen Status solche Entscheidungen, die kulturelle Differenz als einen Eigenwert symbolisieren, haben: der Streit ist mit dem Namen des Kommunitarismus verbunden, welcher die lebenspraktische Bedeutung von Traditionsbezügen auch in modernen Gesellschaften betont, und in der Verrechtlichung des Demokratiekonzepts die Gefahr einer Partikularisierung sieht, welche den demokratischen Konsens insgesamt gefährden könnte (s. Taylor 1995: 186ff).

## 2 Der gesellschaftliche Wert individueller Sprachenwahl

Sowohl Globalisierung wie Multikulturalismus haben kulturell und damit auch sprachlich ein Doppelgesicht. Beide stärken die Tendenz zur kulturübergreifenden Kommunikation und befördern die Betonung der eigenen Identität. Für die konkreten Konsequenzen ist im Auge zu behalten, daß ein Sprachenwechsel ein relativ mühevoller Prozeß ist, bei dem man sich im Normalfall überlegt, ob es der Mühe wert ist. Das ist, was wir das sprachliche Trägheitsgesetz nennen wollen. Kann man unter diesen Voraussetzungen nun Änderungen im Sprachgebrauch beobachten und wie soll man sie bewerten?

Wir wollen dazu das Deutsche und die Kontaktsituationen, in denen es steht, etwas genauer ins Auge fassen. Unstreitig muß sich das Deutsche im letzten Jahrzehnt verstärkt mit dem Gebrauch des Englischen als der dominanten Sprache „universaler“ Kommunikation auseinandersetzen. Das betrifft bestimmte Bereiche – Naturwissenschaften, internationale Wirtschaft – mehr als andere, führt für viele Angehörige der gebildeten Milieus dazu, daß eine gewisse Kompetenz im internationalen Englisch zum sprachlichen Grundinventar gehört, und daß sich innerhalb dieser Milieus dann nach Interesse und Mode verschiedene „Fremdsprachenkorrelationen“ finden, daß aber in offiziellen Zusammenhängen auch Fremdsprachenkenntnis an Spezialisten deligiert wird – aus Gründen der Genauigkeit, aber auch als Machtsignal. Mit der Ausrichtung an der Europäischen Union wird für gebildete Sprecher des Deutschen auch eine Art europäische Konvivialität gewöhnlicher: zumindest was die zentraleren germanischen und romanischen Sprachen in



Westeuropa angeht, bemüht man sich, den anderen zu verstehen, das eine oder andere zu sprechen, und hofft auf Gegenseitigkeit. Das ist eine informellere Variante der zuletzt von Posner (1991) diskutierten Idee des „polyglotten Dialogs“. Man müßte erwarten, daß sich gemäß der gruppenspezifischen und individuellen Ausdifferenzierung der erwartbaren Kontakte verstärkt ein spezifischer Ausbau solcher Fähigkeiten ergäbe. Tatsächlich spricht das zu Beginn der 90er Jahre erhobene Bild des Sprachgebrauchs in der sprachgrenzübergreifenden Zusammenarbeit im Rahmen von Euregios und ähnlichen Einrichtungen für solch eine regionale wie mentale Nachbarschaftsorientierung (s. Gellert-Novak 1993&1994). Was im Verhältnis der „Nationalsprachen“ als eine Art wiedergewonnener Konvivialität interpretiert werden kann, wird bei starker Statusdifferenz zwischen den Sprach- und Kulturformen normalerweise anders gehandhabt. Das gilt schon beim Verhältnis des Deutschen zu den slawischen Nachbarschaftssprachen, aber mehr noch für das Verhältnis zu nicht voll modernisierten Sprachformen, wenn sie nicht aus irgendeinem anderen Grunde von einem relevanten Ausschnitt der Öffentlichkeit als interessant angesehen werden. Ein zentrales Exempel dafür sind die echten Minderheitensprachen am Rande des deutschen Sprachgebiets, die sich an Traditionen geformt haben, die im heutigen Alltagsleben als marginal gelten. Sprachen wie das Friesische, das Sorbische, das Rätoromanische und ähnliche kommen daher als funktionale Kommunikationsmittel in Schwierigkeiten: wieweit die in ihrem Zusammenhang gestarteten bildungsbürgerlichen Rettungsaktionen an den „Originalverwendern“ vorbei zum Erfolg führen, wird man sehen müssen. Denn man muß ja tatsächlich fragen, ob in dem Konzept der individuellen Wahl kontingenter Möglichkeiten „Originalverwender“ überhaupt einen Sonderstatus haben. Wenn diese Idee jetzt möglicherweise etwas Cyber-Space-Artiges an sich hat, muß man sehen, daß andere früher als essentiell angesehene Merkmale bereits in die freie Wahl eingegangen sind; man denke etwa an die Frage der Religionszugehörigkeit. Nun ist aber derzeit davon noch getrennt zu halten die Frage, was die Sprecher minoritärer Sprachen mit ihrer Mehrsprachigkeit machen. Da in dem neuen Gesellschaftsmodell mit der Sprachwahl keine Identifikation nur über dieses Merkmal verbunden ist, sollte es eigentlich problemloser sein, in entsprechenden Kontexten regional-traditionale Bindungen zu signalisieren. Das hat, um funktionieren zu können, aber auf jeden Fall die normale Beherrschung der Sprache der nächsthöheren Ebene zur Voraussetzung. Dabei ist nicht auszuschließen, daß die regionale Bindung für manchen nicht stark genug ist, um diese Doppelung aufrechtzuerhalten. Wenn sich allerdings eine Gruppe zusammenfindet, die sich über ein solches Merkmal definiert, und sich im üblichen demokratischen Spiel als eine Interessengruppe artikuliert, die konkrete Ziele hat, sind bei der Partikularisierung unserer Gesellschaft die Chancen gut, positive Regelungen für sie durchzusetzen (s. Eichinger 1994). Man kann die Tatsache, daß das Niederdeutsche kurz davor steht, als eine Regional- und Minderheitensprache im Sinne der Europaratscharta anerkannt zu werden, ohne daß das erkennbaren Einfluß auf den Gebrauch des Niederdeutschen haben müßte, so einschätzen (s. Menge 1995; Debus 1996). Bei den Diskussionen im Umfeld dieser Frage wird klar, daß den meisten Beteiligten unklar ist, was man in dieser Lage an sprachlicher Entwicklung wollen soll. Ähnliches gilt zweifellos für das Sorbische, wo sicher ein Element kultureller Vielfalt existiert, das verloren zu gehen droht. Wenn man unsere gesellschaftliche Analyse ernst nimmt, sind hier neue Taktiken zur Ermunterung

von Mehrsprachigkeit einzuschlagen: man muß die Identifikation mit den Kulturen dieser Gruppe als eine wählenswerte Option erscheinen lassen. Schwer vorstellbar ist allerdings, daß so eine funktional gleichwertige Rolle der Minderheitensprache erreicht werden könnte. Vermutlich sollte man sich ab einer gewissen Mindestgröße und mangelder Modernität der Minderheitenkultur ohnehin als Gruppe einen anderen Überlebensstatus vornehmen. Anders liegt der Fall natürlich bei Minderheiten, die eine Überschneidungszone modernisierter Standardsprachen darstellen: hier kann eine regionale Identität von den objektiven Vorteilen funktionaler Zweisprachigkeit profitieren. Wie der Fall Südtirols zeigt, läßt sich die Dezentralisierungstendenz in vielen Nationalstaaten, die durch die europäische Einbettung noch gefördert wird, hier politisch nutzen. Allerdings zeigt dieses Beispiel auch, daß unter der relativen Freiheit des gesamteuropäischen Sprachemarkts einzelstaatlich fixierte rechtliche Maßnahmen an Bedeutung verlieren können. Mit dem Stichwort des Europa der Regionen ist andererseits die Hoffnung verbunden, daß sich die *lesser used languages* von der mittleren Ebene der nationalen Sprachen emanzipieren könnten. Das ist zumindest kurzfristig nicht zu erwarten, da auf den Nutzern der minoritären Sprachen ein starker Ausbaudruck ruht, dem die meisten Sprecher, die ja eine der Standardsprachen beherrschen, wohl nicht werden entsprechen wollen. Das heißt, wenn das Konzept der Individualisierung und der nicht traditionsgeleiteten Gruppenbildung richtig ist, gibt es nur die Chance, sich als eine der ehemals marginalen Gruppen darzustellen, die als kulturelle Minorität zu Unrecht benachteiligt worden wären. Damit wären kompensatorische Maßnahmen gerechtfertigt. Man muß allerdings bezweifeln, daß die Behandlung der Minderheitensprachen als normaler Kommunikationsmittel ein Weg dazu wäre – die meisten der akuten Nutzer dieser Sprachen sehen eine andere Funktion für dieses kulturelle Symbol. So mag, wie möglicherweise beim Elsässischen, die gesprochene Varietät als angemessenes Mittel erscheinen, als Nähesignal zu funktionieren, das ebensowohl die Eigenständigkeit im Verbund Frankreichs wie die Distanz zu Deutschland symbolisiert. In weiten Bereichen beim Niederdeutschen wird es aufgrund der durchschnittlichen Kenntnisse eher darum gehen, eine Art regionale Marke zu verleihen. Bei dieser stark attitudinalen Akzentuierung muß man sich allerdings noch einmal klarmachen, wo man noch und wo man nicht mehr von Mehrsprachigkeit sprechen möchte. Was unterscheidet die im traditionellen niederdeutschen Sprachgebiet erkennbaren regionalen Merkmale von entsprechenden Erscheinungen im süddeutschen Raum, wo man aus sprachhistorischen Gründen von Dialekten spricht, und wo sie analog als regionales Zugehörigkeitssignal genutzt werden? Man kann dann auf der anderen Seite auch fragen, ob es soziolinguistisch sinnvoll ist, einen Sprecher des Elsässischen, der nicht auch Hochdeutsch kann, als zweisprachig zu bezeichnen, hat er doch auch ein durchgehendes Spektrum von Varietäten, das es erlaubt, die jeweils gewählte Gruppenidentität angemessen zu symbolisieren. Wir müssen bei einer solchen Modernisierung der Gesellschaft davon ausgehen, daß der Sprecher verschiedene Ebenen seines kommunikativen Netzwerkes kennt, die bei einer systemlinguistischen Addition eine eigenwillige Konstellation von Varietäten ergeben. Für traditionelle Minderheiten ist das Chance und Gefahr gleichermaßen: im Prinzip besitzen sie alle Möglichkeiten, sich um Öffentlichkeitsanteile zu bemühen, gleichzeitig aber bildet allein ihre historische Tradition keinen automatischen Bonus – im Gegenteil, sie verbindet den Gebrauch dieser Sprachen mit Konzepten,

die nicht einer urbanen, universal vernetzten Moderne entsprechen. Es zeigt sich auch, daß bei allen von Globalisierungseffekten kommenden Gefährdungen die ausgebauten Standardsprachen einen wesentlich gefestigteren sozialen Platz haben, sichern sie doch eine Kommunikation mittlerer Reichweite auf gesellschaftlich adäquatem Niveau.

Nun mag dieses von der modernen Kultursociologie inspirierte Bild aber nicht ganz oder noch nicht zutreffen, kulturelle Differenz und ihre Symbolisierung mag zum Teil durchaus noch die alte Bedeutung haben. Auch dann aber bleibt die funktionale Schwäche dieser Varietäten, die sie selbst bei kulturellem Distanzierungswillen gefährdet erscheinen läßt. Zumindest bei den Minderheiten mit kleinen Sprachen, mit denen man es im Umfeld des deutschen Sprachgebiets zu tun hat, geht es ja eher um ausreichende sozialsymbolische Distanzsignale als um die mit der anderen Sprache verbundene „andere Weltsicht“ – es geht eher um Andersheit als um Fremdheit. Daher scheint die sich artikulierende Mehrheitsmeinung auch weniger von Fällen irritiert, wo gewisse Signale der Andersheit traditionelle Eigenwertigkeit vor Augen führen wollen, sondern eher dort, wo das Gefühl entsteht, daß die Abgrenzung in einer fremden Diskurswelt nicht eine kontingente Wahl darstellt, sondern die anderen Mitglieder davon in Kenntnis setzt, daß man bewußt ein eigenes Netz an Kommunikation aufbaue. Es erhebt sich dabei gerne der Verdacht, daß die demokratietheoretischen – weithin formal-rechtlichen – Grundlagen nicht geteilt würden. So erklärt sich z.B. ein solcher Verdacht gegenüber der „Unverständlichkeit“ fachlicher und universaler Kommunikation, wie gegenüber Fällen, bei denen die sprachliche Fremdheit hohe kulturelle Distanz signalisiert, z.B. islamisch geprägten Gruppen. Wenn der Konsens in der jeweils nationalen Standardsprachlichkeit gefunden wird, wird das auch als ein Symbol für gesellschaftliche Andersheit ohne grundlegende Fremdheit gelesen.

### 3 Literatur

- Ammon, Ulrich (1994): The Present Dominance of English in Europe. With an Outlook on Possible Solutions to the European Language Problems. *sociolinguistica* 8: 1–14.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.
- Coulmas, Florian (1992): *Die Wirtschaft mit der Sprache*. Frankfurt/M.
- Cramer, Friedrich (1994): *Der Zeitbaum*. Frankfurt/M.
- Debus, Friedhelm (1996): *Von Dünkirchen bis Königsberg. Ansätze und Versuche zur Bildung einer niederdeutschen Einheitssprache*. Hamburg/Göttingen.
- Edwards, John (1994): *Multilingualism*. London.
- Eichinger, Ludwig M. (1994): Sprachliche Kosten-Nutzen-Rechnungen und die Stabilität mehrsprachiger Gemeinschaften. Überlegungen zum Status sprachlicher Minderheiten in Staaten West- und Mitteleuropas. In: Helfrich Uta/Riehl, Claudia Maria (Hg.): *Mehrsprachigkeit in Europa – Hindernis oder Chance*. Wilhelmsfeld: 31–54.
- Eichinger, Ludwig M. (1996): Kommunikative Bedingungen für die deutsche Sprache in Mittel- und Osteuropa. Zum Beispiel Ungarn. In: Funk, Hermann/Neuner, Gerhard (Hg.): *Verstehen und Verständigung in Europa*. Berlin: 126–147.
- Gadamer, Hans-Georg (1995): *Das Erbe Europas*. Frankfurt/M.
- Gellert-Novak, Anne (1993): *Europäische Sprachenpolitik und Euroregionen*. Tübingen.
- Gellert-Novak, Anne (1994): Die Rolle der englischen Sprache in Euroregionen. *sociolinguistica* 8: 123–135.

- Hinderling, Robert/Eichinger, Ludwig M. (1996): *Handbuch der mitteleuropäischen Sprachminderheiten*. Tübingen.
- Menge, Heinz (1995): Rehabilitierung des Niederdeutschen. Erwartungen an die europäische Sprachenpolitik. *ZGL* 23: 2–32.
- Nelde, Peter H. (1994): Sind Sprachkonflikte vermeidbar? In: Helfrich Uta/Riehl, Claudia Maria (Hg.): *Mehrsprachigkeit in Europa – Hindernis oder Chance*. Wilhelmsfeld: 115–124.
- Posner, Roland (1991): Der polyglotte Dialog – Ein Humanistengespräch über Kommunikation im mehrsprachigen Europa. *Sprachreport* 3: 6–10.
- Schloßmacher, Michael (1994): Die Arbeitssprachen in den Organen der Europäischen Gemeinschaft. Methoden und Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. *sociolinguistica* 8: 101–122.
- Schulze, Gerhard (1993): *Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt/M.
- Taylor, Charles (1995): *Philosophical Arguments*. London usw.